

TEIL I: THEORETISCHER RAHMEN

1 ZUM GESELLSCHAFTLICHEN STRUKTURWANDEL

Im Folgenden gehe ich zunächst auf Entwicklungen im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel ein, um sich verändernde Rahmenbedingungen für die private und berufliche Lebensgestaltung in Paarbeziehungen aufzuzeigen. Dabei werden Veränderungen der Organisationsformen von Arbeit und ihre Auswirkungen auf individuelles Handeln thematisiert, wobei die Konzepte zum ‚Arbeitskraftunternehmer‘ sowie zur ‚Entgrenzung von Arbeit‘ genauer erläutert werden. Anschließend stelle ich einige zentrale Ergebnisse aus der Geschlechterforschung zum Wandel der Geschlechterverhältnisse, zur Modernisierung weiblicher Lebensläufe sowie zur geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktsegregation vor. Die Entwicklungen werden mit Oechsle & Geissler (1998) als ‚widersprüchliche Modernisierung‘ zwischen Transformation und Reproduktion der Geschlechterordnung beschrieben. Anschließend wird der Wandel partnerschaftlicher und familialer Lebensformen thematisiert, der durch zunehmende Pluralisierung und Differenzierung gekennzeichnet werden kann. Schließlich gehe ich auf die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in Paarbeziehungen und Familien ein, wobei nicht nur eigene Voruntersuchungen aus dem Projekt „PROFIL“ sondern auch zahlreiche Untersuchungen aus der Familien- und Geschlechterforschung belegen, dass sich nach wie vor deutliche Geschlechterunterschiede bei der Aufteilung der Reproduktionsarbeit finden lassen.

1.1 Wandel der Organisationsformen von Erwerbsarbeit

Der immer schnellere Strukturwandel der Arbeitswelt geht mit umfassenden Umstrukturierungen der Organisationsformen und -bedingungen von Erwerbsarbeit einher. An die Stelle von Funktions- und berufsorientierten Organisationsformen mit hierarchischen Strukturen und starrem Arbeitszeitregime treten Formen eines prozessbezogenen Personaleinsatzes, dezentralisierte Strukturen und flexibilisierte Arbeitszeitregelungen (vgl. Baethge & Baethge-Kinsky, 1998; Büssing & Glaser,

1998). Diese Umstrukturierungen zielen auf eine flexiblere Anpassung der Produktions- und Dienstleistungen an schwankende Märkte. Damit gehen auch weit reichende Veränderungen der Beschäftigungsverhältnisse einher: Das ‚Normalarbeitsverhältnis‘ des vollbeschäftigten Arbeitnehmers mit auf Dauer angelegten Arbeitsverträgen und kontinuierlich wachsenden Einkommen erodiert und prekäre Beschäftigungsformen wie befristete Tätigkeiten, selbstständige und freiberufliche Tätigkeiten sowie Teilzeittätigkeiten nehmen zu. Auswirkungen dieser strukturellen Prozesse auf der Mikroebene der Anforderungen an individuelles Handeln werden in soziologischen Konzepten zum ‚Arbeitskraftunternehmer‘ (vgl. Voß & Pongratz, 1998) zur ‚Internalisierung des Marktes‘ (vgl. Moldaschl, 1997), zur ‚Entgrenzung von Arbeit‘ (vgl. Jurczyk & Voß, 2000) oder zur ‚Subjektivierung der Arbeit‘ (vgl. Moldaschl & Voß, 2002) sowie in psychologischen Analysen zur ‚kontrollierten Autonomie‘ (vgl. Vieth, 1995) thematisiert. Diese Konzepte und die empirischen Studien dazu richten sich allerdings auf die alltäglichen Handlungsanforderungen im Arbeitsleben sowie auf die ‚alltägliche Lebensführung‘ (vgl. Jurczyk & Rerrich, 1993) und kaum auf Anforderungen an das biographisch bedeutsame Handeln sowie auf Lebensgestaltung in einem biographischen Sinne. Aufgrund der sehr breiten Rezeption des Konzeptes zum ‚Arbeitskraftunternehmer‘ sowie zur ‚Entgrenzung von Arbeit‘ gehe ich auf diese Konzepte im Folgenden etwas näher ein.

Die Flexibilisierung der Arbeitszeiten bildete nach Jurczyk & Voß (2000) den Einstieg in einen umfassenden Prozess der generellen Dynamisierung, Dezentralisierung und Deregulierung von Arbeitsstrukturen aller Art, der mit einer zunehmenden ‚Entgrenzung der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse‘ einhergeht. Eine solche Entgrenzung vollzieht sich in verschiedenen sozialen Dimensionen: Zeit, Raum, eingesetzte Technik, Sozialorganisation, Tätigkeitsinhalt, Motivation, Sinn usw. (vgl. Voß, 1998: 474). Da die Arbeitsvorgaben und Regelungen von Zeit, Ort, Inhalt und Form der Arbeit ausgedünnt und flexibler gehandhabt werden, zwingt der Destrukturierungsprozess die Erwerbstätigen zukünftig dazu, eigene räumliche, technische, soziale, motivationale und zeitliche Arbeitsstrukturen zu entwickeln, um überhaupt arbeiten zu können. Die Öffnung der Arbeitsstrukturen geht folglich einher mit wachsenden Erwartungen an die eigenverantwortliche Gestaltung und individuelle Selbststrukturierung der Arbeit durch die Beschäftigten. Vor dem Hintergrund verschärfter

Arbeitsmarktverhältnisse und gesteigener Leistungsanforderungen haben diese betrieblichen Strategien nach Voß (1998) sehr ambivalente Folgen für die betroffenen Arbeitskräfte: Die erweiterten Möglichkeiten zur Selbststrukturierung von Arbeit bieten damit zwar neue Chancen für ein selbstbestimmteres und damit manchmal auch humaneres Arbeiten – sie kippen jedoch im gleichen Zuge nicht selten in neue Risiken um, allem voran in das Risiko der Überlastung mit (Selbst-)Strukturierungszwängen (vgl. ebenda: 477). Voß und Pongratz (1998) haben diese Veränderungstendenzen mit dem pointierten Begriff des ‚Arbeitskraftunternehmers‘ beschrieben. Den Autoren zufolge wird der bisherige Leittypus des sog. ‚verberuflichten‘ Arbeitnehmers mit einem klaren Berufsbild mit festgelegten Arbeitszeiten, -orten und -aufgaben, mit einer kontinuierlichen Erwerbsbiographie (die im Risikofall sozial abgesichert ist) zum Auslaufmodell bzw. verliert seine dominante Bedeutung. Wichtige Indikatoren für die abnehmende Bedeutung des ‚verberuflichten‘ Arbeitnehmers lassen sich aus den Daten des Mikrozensus 2001 ableiten: Für die Dimension der Beschäftigungsverhältnisse in den letzten zehn Jahren belegen die Daten eine Zunahme der Selbstständigen ohne Mitarbeiter um 32 % sowie eine Zunahme befristeter Beschäftigung um 13 %. Diese Zahlen zeigen, dass die berufsbiographische Unsicherheit zugenommen hat und dass es somit zu einer Verschlechterung individueller Planungssicherheit von Arbeitnehmern gekommen ist.

Drei Dimensionen der Entgrenzung von Arbeit möchte ich im Folgenden besonders hervorheben: (a) zeitliche Flexibilität, (b) räumliche Mobilität und (c) erwerbsbiographische Diskontinuität.

(a) In der *zeitlichen Dimension* geht Entgrenzung deutlich über bislang vertraute Formen der Flexibilisierung wie Gleitzeit oder Teilzeitarbeit hinaus. Für abhängig Beschäftigte belegt eine repräsentative Arbeitszeitstudie (vgl. Groß & Munz, 2000) die Zunahme von Schicht- und Nachtarbeit, von Wochenend- v. a. von Samstagarbeit, von häufigen Überstunden sowie insbesondere von Arbeitszeitkontenmodellen. Arbeitszeiten stehen zunehmend zur Disposition: nicht nur in ihrer Dauer, sondern auch in ihrer Verteilung und v. a. im Wegfall fester Vorgaben. Neue Stichworte sind: Ergebnis- statt Zeitorientierung und aktuell die sog. Vertrauensarbeitszeit. Dies meint, dass die Vorgabe des Betriebes bzw. des Auftraggebers in der Erfüllung bestimmter Leistungen be-

steht und weniger im Einhalten vorab verbindlich festgelegter Arbeitszeiten. Wie und wann man arbeitet, bleibt den Beschäftigten zunehmend selbst überlassen. Zeitliche Entgrenzung findet aber nicht nur bezogen auf den Arbeitstag mit seiner vormals klaren Grenze zwischen Arbeitszeit und Feierabend statt. Auch feste Urlaubszeiten, Wochenenden sowie klar aufeinander folgende Phasen von Bildung, Ausbildung, Beruf und anschließender Verrentung im Lebensverlauf, die als gewachsene Zeitinstitutionen zu betrachten sind, werden flüssiger (vgl. Jurczyk & Voß, 2000).

(b) Auch die *räumliche Dimension* der Entgrenzung hat mehrere Ebenen. Im Zuge zunehmender Mobilität ist zum einen der Arbeitsplatz nicht mehr (nur) an das Büro bzw. an die Firma gebunden, sondern man arbeitet bspw. auch am Computer zu Hause. Trotz moderner Kommunikationstechnologien nehmen zum anderen Mobilitätsanforderungen zu (Reisen zu internationalen Kunden, Kooperationspartnern etc.). Bedingt durch regionale, europäische und globale Markterweiterungen reisen *mehr* Erwerbstätige als früher sowohl häufiger als auch weiter. Neben der Mobilität zwischen verschiedenen Arbeitsorten nimmt auch das tägliche Pendeln zwischen Arbeitsplatz und Wohnung zu. Zudem werden beruflich bedingte, längere Auslands- oder Ausbildungsaufenthalte über mehrere Wochen oder Monate immer häufiger. Und schließlich nehmen durch steigende Wechsel der Berufstätigkeiten auch die Ortswechsel zu, was besonders gravierende Folgen für das private bzw. familiäre Leben hat (vgl. Jurczyk & Voß, 2000).

(c) Die *erwerbsbiographische Diskontinuität* bezieht sich ebenfalls auf zwei Dimensionen: Zum Ersten werden aufgrund der immer schnelleren Veränderungen der Wissensbestände und des Marktes häufiger berufliche Tätigkeiten gewechselt (man verändert sich also häufiger innerhalb des gleichen Berufsfeldes). Berufsbilder pluralisieren und dynamisieren sich. Aber nicht nur Tätigkeits- sondern auch Berufswechsel nehmen zu – all dies begleitet von der Notwendigkeit immer neuen, lebenslangen Lernens und berufsbegleitender Weiterbildung. Zum Zweiten befinden sich immer mehr Arbeitskräfte in nicht mehr eindeutig definierbaren Zonen zwischen abhängiger und selbstständiger Beschäftigung, wobei sie selbst ihre Arbeitskraft qualifizieren, vermarkten und organisieren müssen. Zum Dritten wechseln im Verlauf eines Erwerbslebens Phasen von abhängiger und selbstständiger Beschäftigung

mit denen von Erwerbslosigkeit, Teilzeit- und Vollzeitarbeit (vgl. Voß, 1994; Jurczyk & Voß, 2000).

Im Zusammenhang mit diesen Entwicklungen spricht Voß (1994) von einer „partiellen Aufweichung der bisher strukturell eher scharfen Trennung von ‚Arbeit und Leben‘“ (ebenda: 284). Denn es verändert sich nicht nur die unmittelbare Arbeits-sphäre, sondern diese Prozesse wirken sich auch auf die *gesamte Lebensgestaltung* von Erwerbstätigen aus. Es kommt zur Erosion gewohnter struktureller Grenzen zwischen Arbeit und Privatleben (vgl. auch Pongratz & Voß, 2000). Dabei lösen sich nicht nur die klaren zeiträumlichen Grenzen zwischen den Lebensbereichen auf, sondern darüber hinaus vermischen sich die gegensätzlichen Bedeutungen von Autonomie und Heteronomie sowohl in der Erwerbsarbeit als auch in der Freizeit. Man kann deshalb auch von einer weiteren Ausdifferenzierung der Lebenssphären sprechen. Das bedeutet außerdem, dass sich die Gestaltungsprinzipien der Lebensbereiche Arbeit und Freizeit immer mehr angleichen. Während der Bereich der Erwerbsarbeit neue fremdbestimmte Möglichkeiten zur Selbstgestaltung der Arbeit bietet, hat der Freizeitbereich zunehmend die Tendenz, zur ‚Arbeit‘ zu werden. Dies lässt sich in zweifacher Hinsicht zeigen: zum einen an der Arbeit der Person an sich selbst und zum anderen an der Arbeit der Alltagsorganisation. Da entgrenzte Arbeitsformen verstärkt eine Selbststeuerung und Selbstorganisation der Arbeit durch die Beschäftigten verlangen, steigen dadurch auch die Anforderungen an berufliche Qualifikationen. Das rein fachliche Know-how wird unter den veränderten Arbeitsbedingungen nicht mehr zur Leistungserbringung ausreichen, sondern muss um sog. extrafunktionale Qualifikationen, wie z. B. Teamfähigkeit, Innovationsfähigkeit, Kreativität, Fähigkeit zum Selbstmanagement und zum selbstständigen Lernen, erweitert werden. Mit den neuen Sozialformen der Arbeit (Gruppen- und Projektarbeit) entstehen dadurch auch erweiterte Anforderungen an Persönlichkeits- und Sozialkompetenzen, die die Person in ihrem ganzen Lebensverständnis betreffen. Aus diesem Grund umfasst nach Voß (1994) die Freizeit in ihrer Reproduktionsfunktion der Arbeitskraft immer weniger nur die kurzfristige Erholung und Wiederherstellung verbrauchter Arbeitsenergien, sondern dient auch der kontinuierlichen Sicherung und Entwicklung dieser Kompetenzen. Die Freizeit wird damit zur ‚Arbeit‘ der Person an sich selbst. Unter entgrenzten Arbeitsbedingungen wird aber auch

die Organisation des Alltags selbst immer mehr zur ‚Arbeit‘. „Durch die neuen Formen posttayloristischer Rationalisierung mit ihrem erweiterten Zugriff auf die Arbeitnehmer werden analoge alltagsorganisatorische Rationalisierungsbemühungen in der Lebensführung der Betroffenen ausgelöst“ (Pongratz & Voß, 2000: 50). Die neuen Formen der Arbeitsorganisation führen zu neuen Anpassungsleistungen im Alltagshandeln der unter diesen Bedingungen Beschäftigten. Die Antwort auf den gestiegenen Leistungsdruck ist dann in einer bewusst zweckrationalen Gestaltung der Lebensführung zu sehen. „Lebensführung heißt hier, relativ autonom eine individuelle Form der Alltagsorganisation zu finden, die eine effiziente Nutzung aller Lebensressourcen, eine möglichst reibungslose Koordination aller Lebensbereiche und vor allem die Schaffung einer optimalen Form der Verbindung von Arbeit und Privatheit ermöglicht“ (Voß, 1994: 281). Als Folge einer Rationalisierung der Lebensführung wird so der gesamte alltägliche Lebenshintergrund der Erwerbstätigen durch eine auf Erwerbsarbeit ausgerichtete Organisationslogik bestimmt.⁴ Dabei verschärft sich die individuelle Zeitökonomie, und Zeit wird immer mehr zu einer bewusst genutzten Rationalisierungsdimension, die das gesamte Leben und Handeln durchdringt (vgl. Jurczyk & Voß, 2000: 179).

Inwieweit dieser neue Leittypus von Arbeitskraft einen geschlechtsspezifischen Bias hat, wird nicht näher diskutiert, aber Jurczyk & Voß (ebenda: 154) gehen davon aus, dass die Etablierung dieses neuen Typus für Frauen und Männer sehr unterschiedliche Voraussetzungen und Konsequenzen hat. Ebenfalls nicht thematisiert wird eine Unterscheidung nach verschiedenen Berufen, Tätigkeitsfeldern oder beruflichen Positionen.

⁴ Hochschild (1998) zeigt in einer Untersuchung am Beispiel eines amerikanischen Großunternehmens besonders deutlich, dass sich in modernen Formen der Arbeits- und Beschäftigungsorganisation sogar eine Tendenz zur „kulturellen Umkehrung in der Rolle von Arbeitsplatz und Zuhause“ (ebenda: 31) abzeichnet. Die Mehrheit der befragten Beschäftigten war der Ansicht, „sie fühlen sich zu Hause wie bei der Arbeit und bei der Arbeit wie zu Hause“ (ebenda: 32). Viele gaben an, am Arbeitsplatz in hohem Maße emotionale Bestätigung und sogar Entspannung zu finden. Vor allem erwerbstätige Eltern hatten umgekehrt oft den Eindruck, dass die Organisation des Privat- und Familienlebens zunehmend harte Arbeit ist, die sie „auf quasi industrielle Weise“ (ebenda: 36) rationell zu gestalten versuchen.

1.2 Wandel der Geschlechterverhältnisse, Arbeitsmarktsegregation und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe

Obwohl es seit den 60er Jahren zu einer Angleichung bei den Bildungsabschlüssen von Frauen und Männern gekommen ist und Frauen als ‚Gewinnerinnen‘ der Bildungsoffensive gelten, sind auf dem Arbeitsmarkt nach wie vor starke Geschlechterdiskrepanzen zu verzeichnen, denn im weiteren Berufsverlauf setzt sich das Bildungspotential der Frauen nicht entsprechend in attraktive Ausbildungsberufe und berufliche Positionen um. Auch wenn die Erwerbsbeteiligung von Frauen in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen hat⁵ und sie inzwischen in alle Ausbildungs-, Studien- und Berufsbereiche vorgedrungen sind, bestehen immer noch erhebliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern bei der Berufs- und Studienwahl, beim Einstieg in die Berufstätigkeit, bei den beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten und bei den Einkommen⁶. Frauen sind nach wie vor mit einem horizontal und vertikal segmentierten Ausbildungs- und Arbeitsmarkt konfrontiert (vgl. z. B. Beck-Gernsheim, 1981; Rabe-Kleeberg, 1987; Teubner, 1989; Mayer et al., 1991; Born, 1994; Blossfeld & Drobnic, 2001; in Auseinandersetzung mit theoretischen Erklärungsansätzen zur Arbeitsmarktsegregation vgl. Gottschall, 1995; 2000; Neusel & Wetterer, 1999; Wetterer, 1995; 2002). Auch für die typischen Professionen sowie für hoch qualifizierte Berufe in Wirtschaft, Technik und Wissenschaft lässt sich zeigen, dass Frauen heute zwar stärker als früher über die notwendigen Qualifikationen

⁵ Dabei ist der Anstieg der weiblichen Erwerbsquote vor allem auf die Altersgruppe der 25- bis 45-jährigen Frauen zurückzuführen. In Deutschland waren 2002 rund 61 % der Mütter und 86 % der Väter erwerbstätig. Dabei gibt es bei Müttern und Vätern deutliche Unterschiede hinsichtlich des Beschäftigungsumfangs: Während 35 % der Mütter in Teilzeit arbeiteten, waren es bei den Vätern nur 3 % (vgl. Mikrozensus, 2002).

⁶ Das durchschnittliche Einkommen von Frauen mit Vollzeitbeschäftigung liegt unter dem der Männer. So erreichte 1997 in Westdeutschland eine abhängig beschäftigte Frau durchschnittlich knapp 75 % des Jahresbruttoeinkommens eines Mannes, in Ostdeutschland knapp 94 %. Der Einkommensabstand verringerte sich im Westen innerhalb von 20 Jahren um lediglich 2,8 Prozentpunkte, im Osten in den 90er Jahren um 1,9 Prozentpunkte. Je höher das Ausbildungsniveau, umso größer fällt der geschlechtsspezifische Einkommensabstand aus. Zwar steigt mit zunehmender Qualifikation das Einkommen bei Frauen und bei Männern an, aber der Geschlechtervergleich zeigt, dass eine hohe Ausbildung bei Frauen nicht automatisch auch zu einem gleich hohen Einkommen wie bei Männern führt. So verdienen Frauen ohne Ausbildung im Westen 82 % des Einkommens der Männer, Frauen mit Fachhochschulabschluss nur 69 %. Zudem gilt, je älter die Frauen sind, desto größer ist der Abstand zum durchschnittlichen Einkommen der gleichaltrigen Männer. Die Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern in der Erwerbsphase werden entsprechend auch in den Alterssicherungssystemen fortgeschrieben. Die eigenständigen Altersrenten von Frauen im Osten liegen heute bei rund 60 %, im Westen bei knapp 50 % der Männerrenten (vgl. BMBF, 2002).

verfügen, dass aber der Erwerb von Bildungstiteln in Prozesse der Reproduktion des Geschlechterverhältnisses eingelagert ist. Die Reproduktion geschlechtshierarchischer Strukturen im Bereich hoch qualifizierter Berufsarbeit ist somit differenzierter geworden: Sie hat sich in die einzelnen akademischen Berufe hinein verlagert und vollzieht sich dort in höchst informeller und subtiler Weise (vgl. Wetterer, 1995; 2002; Krais, 2000; Zimmermann, 2000). Dies führt dazu, dass Frauen und Männer auch bei gleicher Ausbildung keineswegs dieselben Zugangschancen zu Position und Status haben. Ein wesentlicher Effekt der Arbeitsmarktsegregation ist auch die anhaltende Einkommensdifferenz zwischen den Geschlechtern (vgl. z. B. Engelbrech & Jungkunst, 2004; BMBF, 2002; Jochmann-Döll & Krell, 1993). Die über Erwerbsarbeit vermittelte Ungleichheit als wichtigstes Merkmal sozialer Ungleichheit zwischen Frauen und Männern hat somit nicht proportional mit der Angleichung der Bildungsabschlüsse abgenommen.⁷ Die ‚Selbstverständlichkeit‘ der Gleichheit zwischen den Geschlechtern hat also ihre deutlichen Grenzen (vgl. Oechsle & Geissler, 1998). Die aktuelle Situation von Frauen wird deshalb häufig als ‚widersprüchliche Modernisierung‘ zwischen Transformation und Reproduktion der Geschlechterordnung (vgl. ebenda) beschrieben. Auf der einen Seite haben sich für Frauen Grenzen geöffnet und Handlungsspielräume erweitert; auf der anderen Seite lässt sich hieraus nicht zwangsläufig eine Auflösung tradierter Hierarchien und Disparitäten im Geschlechterverhältnis bzw. eine Revision der Geschlechterordnung ableiten. Wahl (1989) kennzeichnet die Situation der Frauen mit dem Begriff der ‚Modernisierungsfalle‘ und konstatiert eine Kluft zwischen ‚Mythos und Realität der Moderne‘. Während weibliche und männliche ‚Normalbiographien‘ Tendenzen von Auflösung zeigen, besteht die gesellschaftlich-geschlechtshierarchische Arbeitsteilung weitgehend fort, wie auch geschlechtstypische Leitbilder erhalten bleiben. In manchen Bereichen ist von einer Reproduktion des Geschlechterverhältnisses und der Geschlechterhierarchie im ‚modernisierten Gewand‘ auszugehen (vgl. Gildemeister, 2000; Meuser, 1998). Dies führt zu einem Nebeneinander von Gleichheits- und Ungleichheitserfahrungen von Frauen, die insbesondere in

⁷ Kreckel (1992) kommt in seinen historischen Analysen zur Soziologie der sozialen Ungleichheit sogar zu dem Schluss, dass das Ungleichheitsverhältnis zwischen den Geschlechtern zu Beginn des 20. Jahrhunderts geringer gewesen sei als gegenwärtig, weil die beruflichen und damit die gesellschaftlichen Chancen von Frauen damals eher ihrem niedrigeren Bildungsprofil entsprachen als heute.

Berufsfindungs- und Berufsplatzierungsprozessen (vgl. Nissen, Keddi & Pfeil, 2003) und im Bereich von Paarbeziehungen und Familien (vgl. Diezinger & Rerrich, 1998; Geissler & Oechsle, 1996; Hartwig, 2001; Schneider & Rost, 1998) deutlich werden. Metz-Göckel (2000) sieht in der Gleichzeitigkeit empirischer Vielfalt weiblicher Lebenszusammenhänge und Lebensentwürfe auf der einen und geschlechtstypischer Normen, Diskurse und tradierter Strukturen auf der anderen Seite eine zentrale Herausforderung für die aktuelle Frauen- und Geschlechterforschung.

1.3 Wandel familialer Lebensformen⁸

Seit den 60er Jahren zeichnen sich in den alten Bundesländern in den Strukturen partnerschaftlicher und familialer Lebensformen sowie in den Familiengründungsprozessen Veränderungen ab, die mit Pluralisierung und Differenzierung⁹ bezeichnet werden und im Folgenden kurz skizziert werden sollen, ohne im Einzelnen auf quantitative Verteilungen einzugehen (vgl. Alt, 2001; Beck & Beck-Gernsheim, 1993; Bertram, 1993; 1995; Burkart, 1994; Giddens, 1992). Die Auffächerung von Lebensformen, die Entkoppelung von Ehe und Elternschaft, eine abnehmende Geburtenrate sowie ein verändertes Eheschließungs- und Familiengründungsverhalten (vgl. Matthias-Bleck, 1997; Nave-Herz, 1994) haben zu einer ‚neuen‘ Vielfalt von Paarbeziehungs- und Lebensformen geführt (vgl. Alt, 2001; Bien, 1996; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 1998). Das veränderte Familiengründungsverhalten zeigt sich in einer Verlagerung der Familiengründung in ein höheres Lebensalter sowie in ihrer Ausdifferenzierung. Der direkte Übergang von der Herkunfts- zur eigenen Familie wird zumeist durch eine Abfolge unterschiedlicher Lebensformen ersetzt. Paarbeziehungen haben so einen eigenständigen Stellen-

⁸ Unter ‚Lebensform‘ wird die Kombination aus Haushaltstyp, Wohnform und Paarbeziehung verstanden. Die statistisch-demographischen Kategorien sind nicht mehr ausreichend, um die tatsächlich auftretenden Lebensformen zu erfassen. Hinter der alleinlebenden ledigen Frau in der amtlichen Statistik kann sich beispielsweise die Single-Frau ohne PartnerIn genauso wie die alleinwohnende Frau mit PartnerIn verbergen.

⁹ Die größere Vielfalt ist jedoch nur scheinbar ein modernes Phänomen. So bewertet Schneider (2000) diese Entwicklung im historischen Kontext als ‚Rückkehr zur Normalität der Vielfalt‘ (vgl. ebenda: 19). Denn die Situation der 50er und 60er Jahre mit der starken Monopolstellung der bürgerlichen Kernfamilie sei im historischen Vergleich eine untypische Situation gewesen. Vielmehr sei stets eine gewisse Pluralität an Lebensformen kennzeichnend gewesen.

wert erhalten, Elternschaft und Partnerschaft fallen nicht zwangsläufig zusammen. Frauen und Männer wohnen zum Teil allein oder unverheiratet mit einer PartnerIn zusammen, wobei die Zahlen regional sehr unterschiedlich sind (vgl. Seidenspinner et al., 1996). Nave-Herz (1994: 16) zufolge hat sich vor allem der Phasenablauf bis zur Familiengründung verändert und ausdifferenziert: „Die Abfolge ‚Kennenlernen – Verlobung – Eheschließung – Geburt des Kindes‘ ist durch die Entstehung neuer Lebensformen (Wohngemeinschaften, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinleben) und dem häufigen Wechseln zwischen diesen Formen durchbrochen worden.“ Beck & Beck-Gernsheim (1994) sprechen in diesem Zusammenhang von ‚biographischem Pluralismus‘. Kennzeichnend ist ferner, dass im Verlauf eines Lebens mit einiger Wahrscheinlichkeit unterschiedliche Lebens- und Beziehungsformen eingegangen werden. Eheschließung ist weniger eine Frage der Partnerschaft als der Familiengründung: So leben zunehmend mehr Paare zunächst unverheiratet zusammen; doch heiraten die meisten westdeutschen Frauen vor der Geburt des ersten Kindes, während in Ostdeutschland fast die Hälfte der Frauen zunächst unverheiratet bleibt und erst nach der Geburt eines Kindes heiratet. Die Studie von Schneewind & Vaskovics (1996) zeigt allerdings, dass nicht nur der Kinderwunsch den unmittelbaren und hauptsächlichen Anlass für eine Eheschließung darstellt, sondern auch der Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit, Leitbilder und finanzielle Gründe eine Rolle spielen.

Auch die Art und Weise des Zusammenlebens mit und ohne Kinder hat sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker ausdifferenziert (vgl. Alt, 2001). Viele FamiliensoziologInnen gehen von einer Polarisierung im gesellschaftlichen Zusammenleben aus (bspw. Strohmeier, 1993; Zapf, Breuer, Hampel, Krause, Mohr & Wiegand, 1987); dies bedeutet im Familiensektor eine tendenzielle Konzentration der Lebensformen mit abnehmender Varianz, während im Nichtfamiliensektor eine wachsende Pluralität von Lebensformen zu verzeichnen ist. Bei den über 35-Jährigen sind eheliche Lebensformen, besonders wenn Kinder vorhanden sind, vorherrschend, auch wenn hier nichteheliche Lebensformen zunehmen, bei den unter 35-Jährigen dagegen nichteheliche Paarbeziehungen und Alleinleben. Vor allem in der vorfamiliären Phase zeigen sich vielfältige Formen von Partnerkarrieren, wobei die sich konsolidie-

renden Partnerbeziehungen überwiegen (vgl. Alt, 2001; Simm, 1991). Alt (2001)¹⁰ zeigt, dass sich nicht nur die nichtfamilialen, sondern auch die familialen Lebensformen ausdifferenziert haben. Die Lebensform ‚verheiratet, beide Eltern erwerbstätig und Kinder‘ hat demnach deutlich zugenommen, ebenso wie sich unter den zehn häufigsten Lebensformen erstmals die ‚nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Kindern‘ befindet. Die Familie, in der ein lebenslang vollerwerbstätiger Familienvater mit Ehefrau zusammenlebt, die als Hausfrau und Mutter die minderjährigen Kinder versorgt, ist eine auch heute noch weit verbreitete Lebensform, aber nur eine unter vielen. Familienformen, die nicht dem Normalitätsmuster der Kernfamilie hinsichtlich des Familienbildungsprozesses und der Rollenzusammensetzung entsprechen, haben zugenommen (vgl. Nave-Herz, 1994); neben nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern ist bspw. der Anteil der Ein-Eltern-Familien und der Wiederverheiratungen gestiegen. Sog. ‚Patchwork-Familien‘ werden immer häufiger. Nichteheliche Lebensformen gewinnen seit den 50er Jahren an Stabilität, während eheliche Lebensformen an Stabilität verlieren (vgl. Alt, 2001).¹¹

Lebensformen und ihre Vielfalt werden in der Pluralisierungs- und Individualisierungsdebatte oft als Ausdruck individueller Projekte interpretiert, bspw. dass die Lebensformen ‚living apart together‘ oder nichteheliche Lebensgemeinschaft häufiger von Frauen mit einem hohen Bildungsstand gewählt werden (vgl. Meyer & Schulze, 1988). Vor allem die gestiegenen biographischen Gestaltungsmöglichkeiten bei der Entscheidung für eine Lebensform werden dabei ins Blickfeld gerückt. Die größere Vielfalt an privaten Lebensformen ist jedoch nicht immer und zwangsläufig gleichzusetzen mit bewusster Entscheidung, unbegrenzter Entscheidungsfreiheit oder Zugänglichkeit aller Lebensformen (vgl. Diezinger & Rerrich, 1998: 169). Zudem können Lebensformen Unterschiedliches bedeuten. Aus der Statistik erschließt sich diese Bedeutung allerdings nicht. Mehr Aufschluss bringen qualitative Analysen, die zeigen, dass sich hinter scheinbar ähnlich strukturierten Arrangements und Lebensfor-

¹⁰ Alt (2001) replizierte die Studien von Zapf et al. (1987) und Strohmeier (1993) und stellte eigene Berechnungen aus dem Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts an.

¹¹ Es ist darauf hinzuweisen, dass diese Lebensformen, die heute als typisch für moderne Entwicklungen herausgestellt werden, keine ‚neuen‘ Lebensformen sind; es gab sie schon immer. Jede Gesellschaft bringt zudem einen oder mehrere ihr eigene Familientypen hervor (vgl. Schneider, 2000). Ferner hat der Wandel der Familienstrukturen historisch gesehen bereits viel früher begonnen, als gemeinhin angenommen.

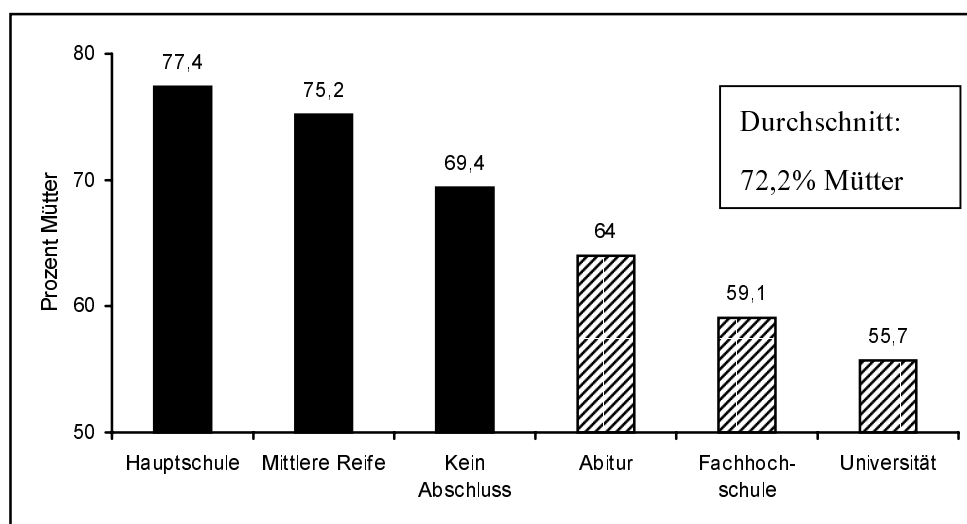
men ganz unterschiedliche subjektive Realitäten verbergen können. Bei alleinlebenden Frauen und Männern zeigt sich bspw., dass sie diese Lebensform überwiegend als Notlösung betrachten (vgl. Krüger, 1990; Stich, 2002). Eine nichteheliche Lebensgemeinschaft kann, muss aber kein Hinweis auf individuelle Lebensoptionen und Alternativen zur herkömmlichen Paarbeziehung sein. Nichteheliche Lebensgemeinschaften können wiederum einen Übergang zur Ehe darstellen, als ‚Probe-Ehe‘ fungieren oder ein Äquivalent zur Ehe sein (vgl. Simm, 1991). Das Gesamtspektrum der Optionen ist zwar breiter geworden, allerdings bestehen immer auch ‚institutionelle Horizonte‘ (vgl. Beck-Gernsheim, 1992), die die jeweilige Lebensform beeinflussen. Strohmeier (1993) analysiert bildungsabhängige Lebensformen und eine deutliche Schichtabhängigkeit von Lebensformen im Lebenslauf; Hradil (1992) nennt neben dem Ungleichheitsfaktor Beruf als weitere Dimensionen Geschlecht, Alter und Wohnregion.

Die Tatsache, dass weniger geheiratet wird, wird häufig mit einer grundsätzlich abnehmenden Bereitschaft gleichgesetzt, eine Paarbeziehung einzugehen. Zahlreiche Umfragen und Untersuchungen belegen, dass trotz aller Individualisierungstrends die Paarbeziehung nicht an Bedeutung verloren hat; einer langen und glücklichen Beziehung wird generell ein sehr hoher Stellenwert mit Vorrang vor materiellen Gütern und Geld eingeräumt. Wir leben nach wie vor in einer ‚paarorientierten‘ Gesellschaft (vgl. Willi, 2002). Eine harmonische Partnerschaft steht in allen Umfragen an der Spitze der Faktoren, die junge Menschen als entscheidend für das eigene Lebensglück ansehen. Burkart & Kohli (1992) gehen davon aus, dass in unserer modernen Welt mehr als früher eine ‚lebensgeschichtliche Notwendigkeit‘ besteht, intime Beziehungen einzugehen. Auch die erhöhte Scheidungsquote könne nicht als Indikator dafür gewertet werden, dass Menschen heutzutage weniger Wert auf Bindungen legen. Denn einer beendeten Paarbeziehung folgt meist eine neue Beziehung, sodass Simm (1991: 320) von ‚sukzessiver Monogamie‘ spricht. Berger & Kellner (1965) vertreten die Ansicht, dass die Ehe – und dies lässt sich generell auf Paarbeziehungen beziehen – ‚in unserer Gesellschaft ein entscheidendes nomisches Instrument‘ sei, und ein gesellschaftliches Arrangement darstelle, ‚das dem Einzelnen die Ordnung bietet, in der er sein Leben sinnvoll erfahren kann‘ und ‚in dem der Einzelne seine Selbstverwirklichung erreichen kann‘ (ebenda: 220-223). Oder wie Burkart

(1994: 127) es ausdrückt: „Der individualisierte Mensch der Moderne lebt nicht allein, sondern paarweise.“ So erscheint es schlüssig, dass Paare stärker als früher auf Liebe im Sinn emotionaler Übereinstimmung angewiesen sind (ebenda: 129).

Eine weitere Tendenz ist, dass Haushalte immer kleiner werden: Generell haben der Anteil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und der Alleinlebenden sowie die Quote nichtehelicher Geburten erheblich zugenommen (vgl. Alt, 2001), ebenso der Anteil der Personen, die ledig oder kinderlos bleiben. Die Anzahl der Ehepaare, die im Verlauf ihres Ehelebens keine Kinder haben, hat ebenfalls zugenommen. Nur in jedem zweiten Haushalt leben Erwachsene und Kinder zusammen. Engstler (1997) prognostiziert, dass von den 1960 geborenen westdeutschen Frauen jede Vierte kinderlos bleiben wird, Schwarz (1996) geht sogar von einem Drittel aus. Wie der Familienbericht von Engstler & Menning (2003) zeigt, gibt es dabei jedoch je nach Bildungsabschluss der Frauen deutliche Unterschiede in den Anteilen von Kinderlosigkeit (vgl. Übersicht 1).

Übersicht 1: Elternschaft bei 35 bis 39 Jahre alten Frauen nach höchstem Schulabschluss (früheres Bundesgebiet im Jahr 2000)



Quelle: Engstler & Menning (2003)

Die sog. Mehrgenerationenfamilie in einem Haushalt gehört zwar immer mehr der Vergangenheit an, sie lebt aber „als alltagspraktisch aktualisierbarer Kooperationszu-

sammenhang“ (Rerrich, 1999: 16) weiter,¹² sodass das Bild, das die Statistik vermittelt, nicht alle gelebten Lebensformen repräsentiert. Eine Lebensform, die statistisch ebenfalls nicht präsent ist, aber an Bedeutung gewonnen hat, ist das ‚living apart together‘, also das Leben in einer festen Bindung ohne gemeinsamen Haushalt.

Im Gegensatz zu Westdeutschland war die DDR hinsichtlich der familialen Strukturen eine ‚zutiefst traditionale Gesellschaft‘ (vgl. Schenk & Schlegel, 1993) und verzeichnete kaum Pluralisierungsprozesse von Lebensformen. Einen der Freiräume der DDR-Gesellschaft, der zunehmend an Bedeutung gewann, stellte die Familie als Refugium und Rückzugsmöglichkeit vor der Dominanz des Staates dar (vgl. Gysi, 1990; Keiser, 1992; Schneider, 1994). Ausbildung oder Studium waren kein Hinderungsgrund, eine Familie zu gründen. Aber auch in der DDR zeigte sich ab den 60er Jahren ein Geburtenrückgang, der erst 1976 mit der Einführung des Babyjahres gebremst wurde. Die Scheidungsraten in der DDR nahmen europaweit eine Spitzenposition ein. Gleichzeitig erfolgte aufgrund der familienpolitischen Rahmenbedingungen eine Zunahme der nichtehelichen Lebensformen und der Alleinerziehenden.¹³ Im Vergleich zu Westdeutschland waren frühe Heiraten und Familiengründungen charakteristisch, die zunehmend nicht mehr an die Ehe gekoppelt und altershomogam waren sowie weitgehend unabhängig vom Bildungsniveau erfolgten. In den neuen Bundesländern erfolgte im Zusammenhang mit der Vereinigung ein ‚demographischer Schock‘ mit teilweise hohen Rückgängen der Heirats-, Scheidungs- und Geburtenhäufigkeit. Das für die DDR typische Muster der sehr frühen Familiengründung, des sehr niedrigen Anteils kinderloser Personen und der hohen Scheidungsrate hat sich seit der Wende an westdeutsche Entwicklungen angeglichen,¹⁴ aber immer noch haben mehr ostdeutsche als westdeutsche Frauen unter 30 Jahren bereits Kinder (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2000).

¹² Vgl. auch Bien & Marbach (1991), die dies empirisch anhand von Daten des Familiensurveys belegen konnten.

¹³ 52 % Kinder wurden zum Ende der DDR-Ära nicht in einer Ehe geboren (vgl. Alt & Weidacher, 1996), drei Viertel wurden nachträglich doch durch eine Ehe legalisiert (vgl. Alt, 2001).

¹⁴ Allerdings haben sich auch zu DDR-Zeiten solche Trends bereits abgezeichnet (vgl. Alt, 2001).

1.4 Außerberufliche Arbeitsteilung und Geschlecht

Kaum ein Bereich der neueren Familienforschung wurde so oft und detailliert untersucht, wie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in Beziehungen und Familien (vgl. z. B. Keddi & Seidenspinner, 1991; Künzler, 1994; Koppetsch & Burkart, 1999; Blossfeld & Drobnic, 2001). Die Bilanz ist immer ähnlich: Die Beteiligung von Männern in Familie und Haushalt bleibt vergleichsweise gering, auch wenn sich heute drei Viertel der deutschen Väter mehr als Erzieher denn als Ernährer ihrer Kinder verstehen (vgl. Fthenakis, 1999). Zahlreiche Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass unabhängig von ‚neuen‘ Konstellationen im privaten Lebensbereich, von familialen und nichtfamilialen Lebensformen, von vergleichbaren beruflichen Positionen oder Bildungsabschlüssen beider Partner oder sogar höherem sozioökonomischen Status der Frau (vgl. Koppetsch & Burkart, 1999) und generellen Individualisierungstendenzen kaum Anhaltspunkte für einen grundlegenden Wandel in der partnerschaftlichen Arbeitsteilung bestehen. Die absolute Beteiligung der Männer an der Hausarbeit liegt im Durchschnitt stets bei ungefähr zehn Stunden in der Woche, während die Hausarbeitszeit der Frauen hochgradig variabel ist (vgl. Rerrich, 1999). Aber nicht nur die Hausarbeit, sondern auch große Teile der Organisation des Alltags überlassen Männer ihren Partnerinnen. Paarbeziehungen bleiben so, trotz des vor allem bei jungen Paaren weit verbreiteten Leitbildes der verständigungsorientierten, partnerschaftlich-egalitären Beziehung, in Bezug auf die Arbeitsteilung weiterhin Ausdruck traditioneller Geschlechterstrukturen und geschlechtsgebundener Definitionsmacht. Mit der Mutterschaft verstärken sich diese Traditionalisierungseffekte und prägen das Zusammenleben von Paaren häufig auch über den Erziehungsurlaub hinaus (vgl. z. B. Simm, 1987). Solch ein (Re-)Traditionalisierungseffekt durch die Geburt von Kindern wird auch bei sog. ‚Doppelkarrierepaaren‘¹⁵ konstatiert (vgl. Rice, 1979; Gilbert, 1988; Reeves & Darville, 1992; Siberstein, 1992; Corsby & Jaskar, 1993; Dancer & Gilbert, 1993). Bei hoch qualifizierten Beschäftigten und Führungskräften zeigt sich also ein ähnliches Bild, was die außerberufliche Arbeitsteilung in Paarbeziehungen angeht. Zahlreiche Untersuchungen über männliche und weibliche Führungskräfte belegen darüber hinaus einen deutlichen Unterschied in der

¹⁵ Vgl. genauer Kapitel 2.4 zum Forschungskontext von ‚Doppelkarrierepaaren‘ bzw. ‚Dual Career Couples‘.

Lebenssituation beider Geschlechter: Frauen in leitenden Positionen sind deutlich häufiger kinderlos und/oder alleinstehend als ihre männlichen Kollegen. In einer Studie zur Arbeits- und Lebenssituation von Managern der deutschen Wirtschaft verdeutlicht Bischoff (1999) dieses Bild anhand folgender Zahlen: Die Mehrzahl der Männer, nämlich 92 %, ist verheiratet oder fest an eine Partnerin gebunden. Das gilt nur für drei Viertel (75 %) der Frauen. Noch deutlicher ist die Diskrepanz zwischen den Geschlechtern bei der Kinderzahl: Im Jahr 1998 hatten 50 % der weiblichen Führungskräfte keine Kinder, während von den männlichen Führungskräften 18 % keine Kinder hatten (vgl. ebenda: 29). Ein Aufstieg in eine leitende Position ist demnach für Frauen häufiger mit stärkeren Abstrichen im Privatleben (im Sinne eines Verzichts auf Partnerschaft und Familie) verbunden. Gemäß tradierter gesellschaftlicher Rollenvorstellungen sind es nach wie vor die Frauen, die für Hausarbeit und insbesondere für die Kindererziehung zuständig sind. Auf der Basis der traditionellen geschlechtsbezogenen Arbeitsteilung können Männer nach dem Muster der ‚two person single career‘ eine berufliche Karriere verfolgen, weil sie sich der Unterstützung ihrer Frau, die ihnen den ‚Rücken frei hält‘, gewiss sein können. Weibliche Führungskräfte haben jedoch seltener einen Partner, der nicht erwerbstätig bzw. in Teilzeit erwerbstätig ist und sie dadurch in ihrer Karriere durch die Übernahme familiärer Aufgaben unterstützen könnte (vgl. z. B. Autenrieth, Chemnitzer & Domsch, 1993).

Eine geschlechtervergleichende Studie von Mesletzky (1996) zu den Partnerschaftsverhältnissen von Medizinerinnen und Medizinerinnen zeigt, dass nur die Hälfte der Partnerinnen von Medizinerinnen erwerbstätig ist, davon ein Drittel in einer Teilzeitbeschäftigung. Die Partner von Medizinerinnen dagegen sind mehrheitlich voll erwerbstätig und dies überwiegend in Positionen, in denen sie ein noch höheres Einkommen beziehen als ihre Partnerinnen. In unserer eigenen Fragebogenerhebung¹⁶ mit Professionsangehörigen aus Medizin und Psychologie kamen wir zu sehr ähnlichen Ergebnissen: In denjenigen Berufsverläufen, die zu beruflichem Aufstieg und höchstem Einkommen führen, unterscheiden sich Frauen und Männer in beiden untersuchten Professionen hinsichtlich der Kinderzahl, des Zusammenlebens mit einer

¹⁶ Es handelt sich um das Forschungsprojekt „PROFIL“ („Professionalisierung und Integration der Lebenssphären – Geschlechtsspezifische Berufsverläufe in Medizin und Psychologie“), aus dem heraus diese Arbeit entstanden ist. Das Projekt wird in Kapitel 6 genauer beschrieben.

PartnerIn sowie hinsichtlich der häuslichen Arbeitsteilung (vgl. Grote et al., 2001). Die beruflich erfolgreichen Männer in unserem Sample haben nicht nur deutlich mehr Kinder als die beruflich erfolgreichen Frauen, sondern sie haben auch mehr Kinder als ihre weniger erfolgreichen männlichen Kollegen. Bei den Frauen verhält es sich umgekehrt: Je erfolgreicher sie beruflich sind, desto geringer ist ihre Kinderzahl. Über alle Berufsverlaufsmuster hinweg zeigt sich außerdem folgender signifikanter Unterschied: 84 % der Mediziner, aber nur 72 % der Medizinerinnen leben mit einer PartnerIn im selben Haushalt zusammen. In der Psychologie sind es 87 % der Männer und 75 % der Frauen. Während die Mediziner zumeist mit Partnerinnen zusammenleben, die teilzeitbeschäftigt oder gar nicht erwerbstätig sind (zusammen 73,7 %), lebt die große Mehrheit der Medizinerinnen (84,7 %) mit voll erwerbstätigen Partnern zusammen. Bei den Medizinern in hohen und höchsten Positionen ist der Anteil mit nicht erwerbstätigen Partnerinnen (44 %) besonders hoch. Die Medizinerinnen haben dagegen fast alle voll berufstätige Partner mit noch längeren Arbeitszeiten als sie selbst. Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen erhalten Medizinerinnen in der Regel keine Entlastung bei den Aufgaben in Familie und Haushalt, sondern übernehmen umgekehrt selbst diese Aufgaben und entlasten ihre Partner (vgl. Grote, Hoff, Wahl & Hohner, 2001; Dettmer, Hoff, Hohner & Grote, 2003). Auch die länderübergreifende Untersuchung von Nerge (1993) zeigt, dass die Lebenspartner weiblicher Führungskräfte ebenfalls ganz überwiegend in führenden Positionen mit entsprechend hoher zeitlicher Belastung tätig sind. Und auch hier leisten die Frauen – unabhängig von ihren beruflichen Verpflichtungen – den Hauptanteil an der anfallenden Haus- und Erziehungsarbeit. Zwar delegieren sie einen großen Teil der ‚Reproduktionsarbeit‘ an bezahlte dritte Personen, aber in der Regel bleibt die Organisation des Haushaltes sowie ein Restbestand an nicht delegierbaren Aufgaben in ihrem Zuständigkeitsbereich.

Die Ursachen für diese nach wie vor eher traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern sind also nicht allein in der ökonomischen Ungleichheit zwischen Frauen und Männern zu suchen. Koppetsch & Burkart (1999: 318) sehen den „Grund für die Hartnäckigkeit der traditionellen Arbeitsteilung (...) darin, dass die Verrichtung alltäglicher Haushaltstätigkeiten zu großen Teilen auf Gewohnheiten, auf inkorporierten Routinen gründet, die sich unabhängig von rationalen Prinzipien partner-

schaftlicher Verhandlungen und Entscheidungen entwickelt haben und sich durch Veränderungsdiskurse kaum beeinflussen lassen. Paradoxe Weise sind es häufig gerade die Frauen, die auf der Ebene der praktischen Verrichtungen an den traditionellen Rollen – entgegen ihren Vorstellungen von der Gleichberechtigung der Frau – festhalten.“ Hopf & Hartwig (2001) weisen in ihrer Studie darauf hin, dass auch junge Frauen weit davon entfernt sind, sich in ihren Paarbeziehungen über traditionelle Rollenanforderungen hinwegzusetzen und an individualisierten Lebensentwürfen zu orientieren. Das bestehende Liebesideal, „das gerade die Bedingungslosigkeit und die Nicht-Rechenhaftigkeit einer Liebesbeziehung betont“ und „weibliche Liebe mit Hingabe und Fürsorge, mit Selbstzurücknahme und Selbstlosigkeit verbindet“ (Oechsle, 1998: 196), trage dazu bei, dass es Frauen schwer fällt, darauf zu beharren, Aufgaben gerecht zu verteilen und Konflikte auszutragen, weil dies das Ende der Liebe bedeuten könnte (vgl. auch Koppetsch & Burkart, 1999: 320).

Beck-Gernsheim (1992) geht davon aus, dass die häusliche Arbeitsteilung zunehmend „zur Quelle für zahlreiche Irritationen und Spannungen, zum Teil auch für anhaltende Auseinandersetzungen in der Paarbeziehung“ werde (ebenda: 273). „Wo sich in Ehe und Paarbeziehung Konflikte um die Arbeitsteilung entzünden, da geht es um mehr als nur Hausarbeit“ (ebenda: 277). Vielmehr stünden dahinter als „Konflikt hinter dem Konflikt“ (ebenda) auch Vorstellungen von Familie und vom Geschlechterverhältnis.